



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Englische historische Romane

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wegen Abtretung des Großherzogtums in Unterhandlungen stehe. Erst als der König durch eine Proklamation vom 5. Januar 1871 seinen Unterthanen die Versicherung gegeben hatte, er sei entschlossen, seine Rechte auf das Land aufrechtzuerhalten, das Volk möge des unverrückbaren Entschlusses des wohlgeneigten Herrschers versichert sein, schwand die Furcht, deren Entstehung Servais nicht begreift, „da doch von deutscher Seite ein Wunsch in dieser Richtung niemals ausgesprochen worden ist.“

(Schluß folgt)



Englische historische Romane



osegger braucht einmal, als er eine Gegend, die zur Wildnis geworden ist, nicht wiedererkennt, das Bild: „Wenn man einen lieben Vetter hat, der stets ordentlich beisammen, glattrasirt und gekämmt war, und man sieht ihn auf einmal wieder, rauh und verwildert, das Haupt voller Struppen, das Gesicht voller Haare, da ist es freilich kein Wunder, wenn man fragt: »Ich weiß nicht, irre ich mich? Ist das der Vetter, oder ist ers nicht?«“ Ganz ähnlich erght es uns, wenn wir die jüngsten Leistungen des englischen historischen Romans ins Auge fassen. Ist das der Vetter, oder ist ers nicht? Zwei Menschenalter hindurch, von Scott bis Thackeray, hat der historische Roman Englands einen Vorrang vor dem andrer Litteraturen behauptet, die grundverschiedne Meisterschaft, die „Waverley,“ „Das Herz von Midlothian,“ „Ivanhoe“ und „Das schöne Mädchen von Perth,“ und die andre, die „Barry Lindon,“ „Harry Esmond“ und „Die Virginier“ belebte, vertrat zwei mögliche, gleich ergiebige Richtungen der vielangefochtnen, schließlich aber doch unentbehrlichen Kunstform; sowohl der romantische als der realistische Meister hatte der Entwicklung eine breite Bahn eröffnet, und so gut man sich einen historischen Romandichter denken könnte, der Scotts Lebens- und Farbenfrische, die ganze Breite der Scottschen Welterfahrung, daneben aber doch Trieb und Fähigkeit zu stärkerer seelischer Vertiefung, tiefern Blick für das Werden der Dinge von innen heraus hätte, so gut kann man sich auch einen realistischen Lebensdarsteller denken, dem die Einsicht in das Wesen der Welt die Flügel nicht geknickt, den Schwung der Seele nicht geraubt hat. Berücksichtigt man, daß mancher Baum die Neigung hat, mehr in die Breite als in die Höhe zu wachsen, so würde man sich allen-

falls auch darein finden, daß Scotts naive Abenteuerlust von phantastischer angelegten Naturen ins Gespenstische, Unwirkliche, Unmögliche gezogen wird, oder daß Thackerays Wohlgefallen an der Sittenschilderung, seine lebhafteste Teilnahme an dem geistigen Ausdruck vergangner Zeit in eine geistlose Wiedergabe alten Chroniken- und Sammelstoffes, in die mehr oder minder bewußte Wiederauflackirung vergilbter oder verschollner Bücher ausartet. Das Bedürfnis, der Gegenwart auf Stunden zu entfliehen, wird sich auch bei uns in Deutschland nicht ausrotten lassen, in England überläßt man sich ihm mit freiem Behagen. Daß dies Behagen allein und selbst die leidenschaftlichste Neigung für Sitten und Reliquien, Bilder und Bücher der Vergangenheit nicht ausreicht, der historischen Erzählung Leben zu verleihen, ist gewiß; aber es scheint, daß neuere englische Schriftsteller, unter denen sich selbst vielgepriesene Namen (wie Walter Besant und James Rice) finden, diese Wahrheit als unbequem zur Seite schieben. Und so sehen wir in der neuesten historischen Novellistik der Engländer bald eine pretiöse, seltsam feierliche, symbolisch gespreizte und im letzten Kern doch triviale Phantastik, bald eine Buzenscheibenkunst vorwalten, die wohl eine Aussicht auf unbegrenzte Zunahme solcher Bücher, aber keine auf bleibende Schöpfungen gewährt. Die Hegemonie des englischen Romans ist ohnehin längst zu Ende, die Zeit, wo ein Teil der Gebildeten nur französische, ein anderer nur englische Erzähler las, liegt weit hinter uns, die Zahl der Übersetzungen hat abgenommen, aber die eigentlichen Modeerscheinungen, die Aufsehen machenden Bücher werden noch immer übersetzt, und so erhalten wir von Zeit zu Zeit Proben von dem, was sich drüben über dem Kanal im Augenblick für bedeutend oder doch für vortrefflich hält und gehalten wird.

Eine höchst charakteristische Probe des unnatürlichen, geistreich-phantastischen, mit der Milch verworrenen Geschichtsphilosophie und dem Zaubertrank einer unklaren Mystik genährten Geschichtsromans liegt uns in dem Roman: Der Prinz von Indien oder der Fall von Konstantinopel von Lewis Wallace vor (dem Verfasser eines vielgenannten Romans „Ben Hur“), aus dem Englischen übersetzt von E. Albert Witte (Freiburg i. B., Fr. E. Fehsenfeld, 1894). In zwei umfangreichen Bänden und in einem Vortragstempo, das einigermaßen an die Grandezza der Sarabande erinnert, wird hier der geheimste Zusammenhang der Begebenheiten erhellt, die zum Sturz des längst haufälligen byzantinischen Reichs und der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken geführt haben. Der hindurchgehende Held, ein geheimnisvoller Prinz von Indien, der an dem Fall der christlichen Stadt entscheidend Anteil nimmt, entpuppt sich ziemlich früh als unser alter Bekannter, der ewige Jude. Die Handlung selbst setzt sich aus breiten Schilderungen, denen mancherlei archäologische Studien zu Grunde liegen, aus Szenen, die man ungefähr für möglich und geschehen halten kann, endlich aus mystischen Vorgängen zusammen, die abwechselnd an arabische Märchenerzähler und an Eugen Sue anklingen.

Bei allem Aufwand an glänzenden äußerlichkeiten, an religiösen und historischen Gesprächen, an weltgeschichtlichen Ideen, die darauf hinauslaufen, daß in jedem tatsächlichen Ereignis der Weltgeschichte ein höheres Gesetz walte, daß alles nach unmittelbarem göttlichen Ratschluß geschehe, ist der Roman doch von einer fast erschreckenden innern Leere. Die Idee, daß der Fall des entarteten christlichen Byzanz notwendig, bei den Türken der „Fortschritt“ und die große Zukunft sei, wird poetisch dadurch verkörpert, daß die wunderschöne und tiefinnerliche griechische Prinzessin Irene ihrem um sie werbenden Vetter, dem letzten Paläologenkaiser, ihre Hand versagt und sich ausdrücklich für den Harem des Sultans Mahommed II. aufspart, was Vater Hilarion, der Seelenrat der Prinzessin, mit den Worten feiert: „Ich denke, ich verstehe den Plan des großen Schöpfers. Er gab dir, o Tochter, deine Schönheit der Person und des Geistes und zog dich inmitten unsagbaren Leides groß, damit die Religion Christi nicht gänzlich im Osten unterginge.“ Nun wird man vom Standpunkt katholisch gläubiger wie modern historischer Anschauung aus wenig an der verblendeten Hartnäckigkeit zu bewundern finden, mit der sich die Byzantiner noch in ihrer Todesnot gegen die Union der lateinischen und der orientalischen Kirche sträubten. Aber in ihrer Zertretung durch die Türken eine verdiente Strafe Gottes, in der Rachsucht des ewigen Juden gegen den letzten Paläologen ein besondres Werkzeug des Höchsten zu sehen, die Herrschaft der türkischen Barbarei als die Verkörperung eines Fluches darzustellen, der Völker und Stätten trifft, wo man die göttliche Offenbarung mißachtet hat, das ist doch ein Stück englischer Phantasie, in dem sich der Gant hergebrachter, angeblich religiöser Betrachtungsweise und die Überreizung moderner Geschichtsmystik wunderbar genug begegnen. Ganze Reihen spezifisch englischer Vorstellungen von heute spielen in die mit so künstlichem Aufwand historisch gefärbte Erzählung hinein. Der ewige Jude, alias Prinz von Indien, muß selbst die Anschauungen der englischen Teatotellers vertreten, er ruft, als er Uel, dem Glaubensgenossen von Konstantinopel, das Theegetränk einschenkt, das diesem bisher unbekannt gewesen ist: „Willst du nicht auch sagen, daß es besser als Wein ist? Die Welt wird eines Tages zu dieser Einsicht gelangen und um so glücklicher sein!“ Die Hauptanschauung bleibt doch die, daß der geheimnisvolle Vorgang der Ausbreitung eines Glaubens an unerklärliche Dinge jederzeit die unmittelbare Hilfe und Einwirkung Gottes voraussetzt. „Es gab eine Zeit, sagt Ahasver, wo der Islam nur verächtliches Lachen hervorrief, jetzt jedoch ist er der Glaube, der annehmbarer scheint als irgendein anderer.“ Im Munde des ewigen Juden, der andererseits so stolz auf seine Abstammung vom Volke Gottes ist, daß ihm die edelsten Geschlechter von Konstantinopel wenig imponiren, mag sich das überlegen und staatsklug ausnehmen; aber der Verlauf des Romans lehrt, daß es auch eine der Offenbarungen ist, die uns Herr Lewis Wallace zuteil werden läßt. Es käme nicht viel darauf

an, ob der Reihe hohler und abgeschmackter Erfindungen, die unter dem schützenden Mantel der Geschichte einherwandeln, noch ein paar mehr hinzugesellt werden. Aber der feierliche Ton, neben dem schulmeisterliches Ungeschick im Vortrag waltet (Redewendungen wie „Wenn wir diese Regel hier anwenden,“ „Da wir, Verfasser und Leser nicht zur Menge gehören und ein Interesse an dem Manne nehmen, von dem uns mehr als ihnen bekannt ist,“ „Der Leser wird die Höflichkeit, die in der Entsendung der Sänften für die beiden Damen zum Ausdruck gelangte, zweifellos auf die Eifersucht zurückführen,“ „Es ist vielleicht aufgefallen, daß usw. Bemühen wir uns diesen Widerspruch zu erklären“ gehen durch beide Bände hindurch), und die eigentümliche Prätenfion, die in der religionsphilosophischen Färbung des Ganzen bei vollkommen gewöhnlichen Romanvorgängen liegt, fordern den schärfsten Widerspruch heraus. Die Beziehung zu der stammverwandten englischen Litteratur ist vor Zeiten der unsrigen zugute gekommen; wie die Dinge jetzt liegen, ist es vorteilhafter, daß das Band beinahe durchschnitten ist.

Einfacher, natürlicher, aber nicht wesentlich poetischer ist der Roman *Lorna Doone* von R. D. Blackmore, den die deutsche Übersetzerin Margarete Jacobi nach der sechsunddreißigsten Auflage des Originals „bearbeitet“ (d. h. beim Übersetzen vielfach und keineswegs überall zum Vorteil des Werkes gekürzt) hat. „*Lorna Doone*“ eröffnet die Bändereihe einer neuen „Romantischen Bibliothek,“ die die Verlagsbuchhandlung von Robert Luz in Stuttgart herausgibt. Die Romantik des Romans ist nichts mehr und nichts weniger als ein Stück Räuberromantik, die Handlung spielt in den Tagen Karls des Zweiten und Jakobs des Zweiten, des schrecklichen Lordoberrichters Jeffreys, also auch der Geächteten, der Highwaymen, der beständigen Bedrohungen alles Privatlebens und Privatglücks durch den jähen Wechsel der öffentlichen Zustände und die Ohnmacht der Staatsgewalten. Der alte englische Abenteuerroman, wie ihn De Foë begründet hat, und der Sittenroman der Fielding und Smollet reichen sich in Blackmores romantischer Erzählung die Hand, der angeschlagene Ton eines Memoirenromans, den der Held John Ridd, anfänglich Freisasse und später Sir John Ridd zu Dare in der Grafschaft Somerset, selbst erzählt, ist ziemlich gut festgehalten. Der wahre Freisasse aus alter, guter Familie, der unter hundert Lebensgefahren und drohenden Hindernissen schließlich seine geliebte Lorna Doone heimführt, steht seiner Anschauung und Bildung nach näher bei Squire Western als bei spätern feinern Gentlemen der englischen Erzählungskunst. Aber er hat das Herz auf dem rechten Fleck, arbeitet sich durch alle Fährlichkeiten tapfer durch, kommt ein paarmal mit blauem Auge davon, weil hinter seiner Treuherzigkeit selbst Lord Jeffreys keinen Hochverrat wittern kann, und schlägt im übrigen mit Messer oder Schwert eine so gute Klinge, als man von einem englischen Freisassen des siebzehnten Jahrhunderts nur erwarten kann. Das Sittenbild, um das

es sich ausschließlich handelt, entspricht in einzelnen kräftigen Zügen ohne Frage chronikalischen Überlieferungen und Aufzeichnungen aus der Zeit der Restauration, führt ein paar Persönlichkeiten und Szenen lebendig vor Augen, läßt aber die Hauptsache in unglaublicher Weise fallen. John Ridd deutet kaum einmal an, wie König Jakobs düstres, drohendes Regiment auf das lustige Altengland in allen Lebenskreisen zurückwirkte, er selbst gerät in das Getümmel der Schlacht von Sedgemoor, in der Herzog Monmouths Rebellenheer von den Königlichen geschlagen wurde, aber was er berichtet, giebt kein Bild des Vorgangs, während die Unthaten der geächteten Doones und die Abenteuer, die der Held in seinem ländlichen Besitztum erlebt, mit breiter Beaglichkeit und lebendigen Farben geschildert sind. Die Vorzüge, die selbst eine solche Art der Darstellung noch haben kann, hat Ab. Stern noch kürzlich in seinen „Studien zur Litteratur der Gegenwart“ (S. 440) dahin charakterisiert: „Das stoffliche Interesse, der durchgebildete Blick für die Außerlichkeiten und Sitten früherer Tage schließen natürlich noch keine Vergeistigung und poetische Bedeutung in höherm Sinne ein. Aber sie verbieten dem Schriftsteller, der sich auf diesem Felde auszeichnen will, das leichtfertige Gesudel, die unechte Färbung, die völlige Nichtkenntnis der dargestellten Welt. Da in England die Bücher vergangner Zeit selbst noch gelesen werden, so stößt der Erzähler, der sich an Stoffe aus dem siebzehnten Jahrhundert wagt, auf die Sittenbilder der gleichen Zeit. Man läßt sich die Erinnerung gern in neuer Fassung gefallen, aber man hat die Erinnerung und stellt aus ihr heraus sehr bestimmte Forderungen an den modernen Romanschriftsteller, der kulturhistorische Bilder geben will.“ Schade nur, setzen wir hinzu, daß diese Forderungen so ganz äußerlich bleiben. Der Gesichtskreis des Helden geht über ein altes Erbgut, ein neues Wappen, eine schöne junge Braut und Frau nicht hinaus, und die Menschen, die Sir John Ridd sonst schildert, sind in noch engerm Bann befangen. Das ist nun recht eigentlich Buzenscheibenkunst, unsre Teilnahme wird im Grunde genommen für alltägliche Schicksale und Durchschnittsmenschen in Anspruch genommen, denen keinerlei poetische Vertiefung geliehen ist. Auf dem Wege, den Blackmore in „Lorna Doone“ einschlägt, kann ohne sonderliche Mühe die ganze Sammlung der Staatsprozesse und ein Haufe Kriminalakten, können die Chroniken sämtlicher Grafschaften, Wahl- und Marktflecken von Altengland belletristisch verwendet werden. Während der historische Roman früherer Zeiten mehr oder minder dem Weltbilde, dem Epos zustrebte und schon darum eine andre Fülle und Mannichfaltigkeit einschloß, ist der gegenwärtige dem herrschenden Zug zur Episode gefolgt und greift einen kleinen Ausschnitt aus dem Kulturleben vergangner Tage — natürlich unter steter Berufung auf Treue und Echtheit — heraus. Der Autor mag es unter solchen Voraussetzungen anfangen, wie er will, seine Erfindung und Gestaltung erhält entweder, wenn er Ausnahmemenschen und eigentümliche Verhältnisse

zu schildern hat, einen Stich ins Pretiöse oder spielt, wenn er, wie Blackmore in „Vorna Doone,“ eine Durchschnittsnatur und alltägliche Zustände darstellt (die sich sehr wohl mit abenteuerlichen Erlebnissen vertragen), in die Trivialität der bloßen Spannung- und Unterhaltungserzählung hinüber. Bringt man in Anschlag, daß drei Viertel der kulturgeschichtlichen Romane Jungenglands von ähnlichem Gepräge sind, so läßt sich begreiflicherweise wenig Freude an diesen Leistungen gewinnen. Jedenfalls berühren sie unsre Literatur nicht.

Gleichfalls der „Romantischen Bibliothek“ angehörig ist die Übertragung eines englischen Romans, der freilich nicht zu den historischen zählt, sondern eher ein Beitrag zur Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts genannt werden kann. Der Roman Aus zwei Welten von Maria Corelli (aus dem Englischen von Isabella Hummel) ist mit seinen Vorreden und Nachworten ein charakteristisches Zeugnis dafür, in welcher Weise der Höhenwahn und die Sensationsucht am Ende dieses Jahrhunderts alle Kreise, alle Weltanschauungen durchdringen. Die Verfasserin, die sich ihrer idealen wie ihrer christlichen Gesinnung rühmt, predigt, daß das Leben Elektrizität sei, will mit ihrem Roman nichts mehr und nichts weniger beweisen, als daß „erstens Gott und sein Geist wahrhaft bestehen; zweitens, daß, während wir die kleinlichen Geschäfte unsrer Zeitlichkeit mit dem gleichen thörichten Eifer betreiben, mit dem Kinder Kartenhäuser aufbauen, sich die ungeheure Zentralsphäre stetig um uns dreht und der elektrische Ring stark und unzerstörbar ewig sein Werk des Schaffens und Wiederzerstörens vollbringt; drittens, daß jeder Gedanke und jegliches Wort von jedem Bewohner auf jedem Planeten in leuchtenden Lettern vor den Augen des Schöpfers aufflammt, ihm ebenso leicht lesbar wie ein Telegramm; viertens, daß diese Erde der einzige Fleck im Universum ist, wo sein Dasein wirklich bezweifelt und angefochten wird. Dazu sind der allgemein verbreitete Realismus (!), Materialismus und Atheismus die schrecklichsten und bezeichnendsten Zeichen unsrer Zeit. Das Werk, den Weizen vom Unkraut zu sondern, hat jedoch begonnen.“ Die Offenbarung, die uns der Roman zuteil werden lassen will, fällt jedoch keineswegs mit der demütigen Zuversicht derer zusammen, die an Gott glauben, auf die Unsterblichkeit ihrer Seele bauen und nach dem Erdenleben ein lichtvolleres, reineres Dasein in andern Sphären erwarten oder doch hoffen, sondern verkündet, daß allen denen, die Christi Lehre aufrichtig lieben und verstehen und nach der höchsten Vergeistigung eines lauteren und vollkommenen Lebens streben, wunderbar geheimnisvolle Kräfte verliehen sind, die Fähigkeit zu jeglichem Wunder, die Gabe zu heilen und gesund zu machen, jegliche Macht auf eines Menschen Herz. „Dieser Spiritismus ist der Ausfluß des elektrischen Geistes der Gottheit im Menschen und steht in Verbindung mit dem erhabnen Mittelpunkt der Gottheit im Schöpfer, er kann mit Engeln reden, kann Kranke gesund machen und Traurige trösten,

kann Schönheit und Gesundheit des Leibes bewahren, ja kann sogar die Jugend länger erhalten, als sich die Materialisten je träumen lassen; er lehrt das Unglück tragen, als wäre es Freude, ja selbst im Tode lehrt er triumphieren.“ Der Roman soll durch seine wunderbare Erfindung, in der die sichtbare und die unsichtbare Welt ineinanderspielen, für diesen Glauben, diese Überzeugung Propaganda machen. Wie weit er das vermag, können wir ruhig dahingestellt sein lassen; die Poesie hat nur mit Seelenkräften und nicht mit elektrischen Strömungen zu thun. Der Hochmut, der sich hinter diesem spiritistischen Sektentum birgt, die tiefe Verachtung, die die Verfasserin für die schlichte Seelenreinheit, die schlichte Liebe, das einfache Mitleid zur Schau trägt, das die dunkeln und verworrenen Wege unsers Lebens erhellt, suchen ihresgleichen im Übermenschentum der Modephilosophie. Es ist überall dieselbe Erscheinung: das Bedürfnis, den uralten, heiligen und ewigen Maßstäben menschlichen Wertes zu entwachsen, falsche, trügerische Maßstäbe an ihre Stelle zu setzen und damit die eigne Größe und Unfehlbarkeit zu beweisen. In den Ausnahmemenschen dieses Romans steckt die ganze Überhebung dieser Tage, die mit sittlicher Größe, mit innerer Weihe, mit reinerm Empfinden und werththätiger Menschenwürde so wenig zu schaffen hat. Die Szene, mit der der mythische Heliobas den Prinzen Iwan Petrowsky entläßt und ins Leben hinauschießt, reicht allein aus, den wahren Charakter dieser Art von Idealismus ins rechte Licht zu stellen. Die Dame, der die Erzählung in den Mund gelegt und die, wie es scheint, eine Musikerin ist, giebt weltlich-hochnäsige Kunsturtheile zum besten, nennt Bach einen abscheulich langweiligen Tyrannen, Beethoven ein wenig langweilig, und behauptet, Schubert sei ein größerer Musiker geworden als Beethoven, wenn er länger gelebt hätte. Nun, das sind Ansichten und Aussprüche wie andre auch, sobald sie von einem einfachen, wenn auch hochbegabten Menschenkinde ausgehen. Aber wie anders stellt sich die Sache dar, wenn das rasonnirende Menschenkind zu der Gruppe der geheimnißvoll Ausgewählten gehört, die „ihre mächtigen elektrischen Organe bei richtiger Pflege zu ungeahnten geistigen Fähigkeiten entwickelt haben.“ Widerspruch wird dann zur Todsünde, und andres Empfinden heißt brutaler Materialismus.

Wie gesagt, der Roman der Miß Corelli gehört nicht zu den historischen. Aber ein Blick in ihn hilft vielleicht klar machen, wo die Wurzeln zu den oben charakterisirten wunderlichen Ab- und Ausartungen einer Gattung zu suchen sind, die vor Zeiten der Darstellung kraftvollen, eigenthümlichen Lebens überaus günstig war und nirgends günstiger als in der englischen Litteratur.

